

Nr. 35. Bromberg, den 18. Februar 1926.

Der Schuß ins All.

Ein Roman von morgen.

Von Otto Willi Gail.

(1. Fortsetzung.)

3.

Bluff oder Wirklichkeit?

In der reinen Seeluft Kaliforniens liegt in beträchtlicher Höhe über dem Meeresspiegel die große Lick-Sternwarte, die sich — wie keine andere — besonders günstiger Bedingungen für die Beobachtung des nördlichen Sternenhimmels erfreut. Die staubfreie Luft erlaubt die Anwendung so starker Vergrößerungen, daß sich der greise Observator Nielson die genaue Aufnahme der Mond-Oberfläche als Spezialgebiet seiner Forschungen erkoren hat. Auch in der Beobachtung des kleinen Sonnentrabanten Merkur, der stets nur in der unsichtigen Abend- oder Morgendämmerung sichtbar wird, galt Master Nielson als erste Autorität.

Am Abend des sechsten September wurde der greise Forscher durch eine aufsehenerregende Funkmeldung aus der stillen reinen Beschaulichkeit seiner erhabenen Umgebung gerissen. Sorgsam studierte er den Depeschenstreifen, zweifelnd, ob er die Meldung ernst nehmen oder für einen schlechten Scherz halten sollte.

„Was meinen Sie dazu?“ fragte er seinen Assistenten.

„Suchinow — Suchinow!“ erwiderte dieser, ‚das ist doch der Russe, der vor einigen Jahren durch sein Werk über die Überwindung des Weltenraumes mit Hilfe des Raketenantriebs so viel Aufsehen erregt hat. Erinnern Sie sich, Master? Er behauptete, das Problem gelöst zu haben und in die Tat umsetzen zu können, sobald ihm ein Betriebsstoff mit einer latenten chemischen Energie von etwa sechzigtausend Kalorien pro Kilogramm zur Verfügung stünde. Als seine Versuche damals immer mißlangen, hielt man die Sache für Phantasterei. Vielleicht hat er nun wirklich einen genügenden Energie-Speicher gefunden.“

Kopfschüttelnd las der alte Astronom das Telegramm nochmals durch:

„7. September 9 25 Uhr abends M. E. Z. abgeht Mondrakete Suchinow 45, 16, 40 n. B. 24, 34, 30 ö. L. Gr. Erbitten Beobachtungen Transcosmos Bukarest.“

„Das wäre nach hiesiger Ortszeit morgen mittag um ein Uhr,“ sagte der Assistent. „bei Tageslicht werden wir kaum viel sehen können.“

„Noch weniger bei Nacht, wenn die Rakete nicht genügend beleuchtet ist,“ meinte Master Nielson, „glauben Sie denn überhaupt daran?“

„Unmöglich ist es nicht! Wenn der Russe einen Energieakkumulator von genügender Kapazität hat, dann ist die Sache kaum von der Hand zu weisen — denn nur daran ist ja bisher die Raumschiffahrt gestrandet.“

„Mensch, versuche die Götter nicht!“ murmelte der greise Sternenforscher in seinen grauen Bart. Dann sagte er laut: „Treffen Sie die Vorbereitungen und halten Sie ab morgen nachmittags sechs Uhr auf alle Fälle die Warte besetzt. Vorher ist eine Beobachtung kaum zu erwarten.“

Trotz seiner starken Zweifel an dem Erfolg des angekündigten Unternehmens, verbrachte Nielson die Nacht in fieberhafter Spannung.

„Sollte ich es doch noch erleben,“ dachte er, das Wunder, daß der Mensch die Erde verläßt und vorwitzig seine Nase hinter den Mond steckt?“

Da erwachte in ihm das Interesse des Wissenschaftlers, der ein Menschenleben seinen Forschungen gewidmet hat. Endlich sollte die Menschheit Klarheit und Gewißheit darüber erhalten, wie es auf dem Teile des Mondes aussieht, den der Trabant beharrlich der Erde verbirgt — seit Jahrtausenden — seit Jahrmillionen! Diese sagenhaften drei Siebtel der Mondoberfläche, über deren Beschaffenheit nur Vermutungen und — allerdings sehr stichhaltige — Hypothesen Aufschluß geben — aber doch nur Hypothesen!

Dieses Geheimnis, das unergründlich schien, sollte nun gelüftet werden, und er — Master Nielson — brauchte diese Frage nicht unbeantwortet mit ins Grab zu nehmen.

Er tat kein Auge zu in dieser Nacht. Aufgeregt lief er hin und her zwischen seinem Studierzimmer und dem Riesenteleskop in der Kuppel. Dann stieg er die Treppe des Turms hinab und erging sich im Freien.

Hell glänzte der Mond im ersten Viertel durch die reine ozeanische Luft. Er schien sich lustig zu machen über das Aufheben, das die Menschen von seiner abgekehrten Seite machten.

Master Nielson kamen Bedenken. Er kannte sehr wohl das Problem des Raumschiffes, das vor Jahren in allen Zeitungen breitgetreten worden war und dann wieder in der Vergessenheit versank, da es mangels einer geeigneten Betriebsmaterie nicht praktisch ausgeführt werden konnte. Auch er hielt es für nicht unmöglich, ein Geschoß von der Erde wegzubringen — aber konnte ein Mensch die furchtbare Abschußbeschleunigung überstehen? Was nützte schließlich ein Raumschiff ohne Beobachter? Darüber hatte die Funkmeldung keinen Aufschluß gegeben

Und wenn es doch ein schlechter Witz wäre, auf den hereinzufallen er im Begriffe stand?

Langsam verstrich die Nacht — noch langsamer der folgende Vormittag

Mittag ging vorüber.

Jetzt — in diesem Augenblick — erfolgte der Abschuß, wenn die Nachricht überhaupt richtig war. Nielson konnte seine Spannung kaum verbergen.

Träge schlichen die Stunden dahin.

Unter irgend einem Vorwand machte er sich in der Teleskopkuppel zu schaffen, wo der Assistent bereits auf der fahrbaren Plattform am Okular saß und unablässig den Osthimmel musterte.

„Ich sehe noch nichts, Master!“

Der Abend brach herein und immer dieselbe Meldung des Beobachters: „Ich sehe noch nichts, Master!“

Sollte doch ein Spaßvogel — — ? Doch dann sagte sich Nielson, daß bei Tageslicht wohl kaum eine Beobachtung zu erwarten gewesen sei — denn das Geschoß dürfte naturgemäß nicht allzu groß sein und seine voraussichtlich sehr hohe Winkelgeschwindigkeit mußte es stets rasch aus dem Gesichtsfeld des Objektivs führen. Bei Nacht hingegen würde man die Rakete — vorausgesetzt, daß sie starkes Licht ausstrahlte — vielleicht mit bloßem Auge sehen und das Rohr darnach einstellen können.

Es ging auf neun Uhr.

„Jetzt sind wir in der Lage zur Sonne, die der Abgangspunkt der Rakete beim Abschuß einnahm. Jetzt muß sie gesehen werden, wenn sie beleuchtet und überhaupt abgelassen worden ist.“ Master Nielson stieg die Leiter zur Beobachtungsplattform empor um den Assistenten abzulösen. Mit zitternden Fingern schraubte er am Okular, um es auf seine alten weitsichtigen Augen einzustellen. Fast senkrecht

stand das gewaltige Rohr, denn die Rakete mußte nun etwa im Zenit erscheinen.

Vergebens suchte er den Himmel ab.

Die Zeit verrann — der Morgen nahte —

Doch halt! — Ein freudiger Schreck durchzuckte den greisen Forscher.

Dort — ein glühender Strich am Firmament!

Mit lauter Stimme rief er dem Assistenten.

„Ist sie zu sehen, Master?" fragte dieser hastig.

„Wir sind doch auf einen Schwindel hereingefallen!" entgegnete Master Nielson enttäuscht. Ein Meteor hatte seine überhitzte Phantasie genarrt.

Dann verließ er müde und abgespannt das Observatorium.

4.

Natalka.

Geheimrat Heyse, der Direktor der staatlichen Luftkreuzer-Werft in Friedrichshafen am Bodensee, saß in seinem Privatbureau und blätterte in einem Berg von Zeitungen. Eine Notiz schien ihn besonders zu fesseln. Hastig warf er die Zigarre weg und drückte auf den Knopf der elektrischen Klingel.

„Ich lasse den Herrn Chefingenieur Korf sofort bitten!" sagte er zu dem eintretenden Kontoristen.

Nach wenigen Minuten erschien der Gerufene — ein breitschultriger, blonder Hüne — das technische Gehirn der Viktoria-Werft.

„Mein lieber Korf", begrüßte ihn der Direktor herzlich, „ich muß Ihnen leider eine wenig erfreuliche Mitteilung machen. Nehmen Sie bitte Platz!"

„Sie wissen", fuhr er fort, „daß wir Ihr Projekt nicht verwirklichen können, solange uns das nötige Kapital nicht zur Verfügung steht. Mein Gesuch an die Regierung um Bereitstellung eines entsprechenden Kredits hat leider kein Gehör gefunden. Abbau, Sparmaßnahmen, Staatshaushalt, Lasten des Friedensvertrages — das waren die stets wiederkehrenden Argumente, mit welchen die Ablehnung begründet wurde. Wir können wohl oder übel die Hoffnung aufgeben."

„Dann muß ich mich eben an die Öffentlichkeit wenden, Herr Geheimrat!" sagte Korf ruhig. „Die breite Masse wird mehr Verständnis haben für die Wichtigkeit meiner Sache, als das engherzige Parlament."

„Hoffen Sie nicht zu viel!" warf der Direktor bedenklich ein.

„Herr Geheimrat erinnern sich an das Unglück von Echterdingen — als der Lenkbare des Grafen Zeppelin brennend herniederstürzte und zerschellte. In spontaner Erkenntnis der Größe des Zeppelinschen Werkes öffnete damals das deutsche Volk Herz und Börse und in wenigen Wochen standen Zeppelin Millionensummen zur Verfügung. Und heute handelt es sich nicht um die Beherrschung der Luft, sondern um die Bezwingung des Weltenraums, des Alls."

„Sie sind Optimist, lieber Korf!" entgegnete Heyse. „Das Publikum kennt Sie und Ihr Werk noch zu wenig. Man traut Ihrer Erfindung nicht und — glauben Sie mir — der Deutsche gibt kein Geld ohne Garantien für den Erfolg — zumal jetzt bei diesem allgemeinen Kapitalschwund.

Führen Sie dem Publikum Ihr Raumschiff vor, reisen Sie zum Mond und kehren Sie glücklich zurück — dann allerdings werden Ihnen beliebige Summen zum Bau weiterer Modelle zur Verfügung sein.

Das ist nun mal die Tragik vieler großer Erfindungen! Erst der Erfolg und dann das Geld! Und wenn der Erfolg ohne Geld nicht möglich ist, dann versinkt die beste Sache in der Vergessenheit."

„Herr Geheimrat sehen zu schwarz!"

„Wie hoch schätzen Sie die äußersten Kosten des ersten Schiffes?"

„Etwa acht bis neunhunderttausend Goldmark werden ausreichen. Ein noch kleineres billigeres Modell ist leider nicht durchführbar. Man sollte doch meinen, diese Summe wäre aufzutreiben. Knapp zehn Pfennige würden auf jeden verdienenden Einwohner Deutschlands treffen. Wenn das Volk begreift, worum es sich hier handelt, wird es gerne die paar Pfennige opfern."

„Ja — wenn das Volk begreift! Aber es begreift nur, was es sieht. — Und dann noch eins: Sie werden zu spät kommen. Der Russe ist am Ziel."

„Welcher Russe?" fragte Korf zerstreut.

„Sie erinnern sich doch an die Suchinowschen Publikationen vor zwei Jahren, in denen genau Ihre Idee der Raum-Rakete ausgearbeitet — — —"

„Ach ja! Ich weiß! Es fehlte ihm nur die Hauptsache, die Energie-Patrone!" sagte Korf lachend.

Direktor Heyse blätterte erregt in der Zeitung.

„So harmlos ist das nicht! Der Mann scheint die Energie-Patrone oder einen gleichwertigen Ersatz entdeckt zu haben. Hier lesen Sie!"

Rasch griff Korf nach dem Zeitungsblatt, auf dessen erster Seite groß und fett gedruckt, die ganze Breite einnehmend, stand:

Der Schuß ins All ist Wirklichkeit geworden.

Soeben erreicht uns folgender aufsehenerregender Funkspruch:

Bukarest, 7. September 11 Uhr abends: Heute abend 9 Uhr 25 Minuten Raumrakete Suchinow ab Calimanesti zum Mond abgelassen. Weitere Nachrichten folgen. Wir geben die Meldung unter Vorbehalt wieder. Eine Bestätigung der Nachricht bleibt abzuwarten. Wie wir in unserer Nummer 47 vom vorigen Jahrgang ausführlich berichteten, hat der Klein-Russe Dimitri Suchinow vor etwa zwei Jahren die ersten Versuche — — — — —

Korf las nicht mehr weiter. In seinen Augen flackerte es. „Sollte der Russe," murmelte er, „die Energie-Patrone ebenfalls gefunden haben? Seltsam!"

Kopfschüttelnd studierte er den Artikel zu Ende.

„Nun?" fragte der Geheimrat.

Eine Weile blieb Korf die Antwort schuldig. Dann sagte er langsam:

„Ich weiß nicht, welchen Antrieb Suchinow für seine Rakete verwendet. Das eine steht jedenfalls fest: Wenn sie nicht die notwendige Auspuffgeschwindigkeit von mindestens dreitausend Metern in der Sekunde erreicht, wird der Russe nicht ans Ziel kommen. Und ich glaube mit Bestimmtheit behaupten zu können, daß diese Leistung nur von meiner neuen Maschine mit flüssigen Treibstoffen sicher erzielt wird. Wenn Suchinow — und das ist sehr wahrscheinlich — mit festen Explosivstoffen nach Art der Energie-Patrone, auf der mein erstes Modell beruhte, arbeitet, wird er seine Maschine nicht über den Schwerbereich der Erde emporbringen, oder — —"

Korf hielt inne. Mit einem Ruck wandte sich Heyse und sah dem Ingenieur gespannt ins Gesicht.

„Oder?"

Wort für Wort betonend vollendete Korf: „Oder er wird mit Aufwand der letzten Energievorräte den Bannkreis der Erde überwinden — kehrt dann aber nie wieder zurück".

„Ein furchtbarer Gedanke!" stöhnte Heyse.

„Leider käme eine Warnung bereits zu spät." Korf nahm nochmals die Zeitung auf. „Die Rakete ist in der verflossenen Nacht aufgestiegen."

„Auch wenn sie nicht zu spät käme — unmöglich! Glauben Sie denn wirklich, daß ein Erfinder die Warnung seines Konkurrenten überhaupt ernst nimmt und sich gar bewegen läßt, kurz vor dem ersehnten Ziele die Flinte ins Korn zu werfen? Eine solche Warnung würde auch vom Publikum nur als Konkurrenzmanöver ausgelegt werden und Sie der Lächerlichkeit preisgeben, ohne irgend jemand zu nützen. Nein — das geht auf keinen Fall."

„Bleibt noch die Hoffnung, daß Suchinow nur ein Versuchs-Torpedo ohne Besatzung abgelassen hat. Von Passagieren wird in der Meldung ja nichts erwähnt. Aber was nützt es der Astrophysik, wenn eine tote Maschine ohne Beobachter entsandt wird oder der Beobachter nicht lebend zurückkehrt? So oder so — dieser Schuß ins All ist ein interessantes Experiment — aber nicht mehr — und wird mit einem Fiasko endigen."

„Um so schlimmer, wenn der Russe falliert!" rief Direktor Heyse, „dann ist die Meinung der Welt irritiert und wir werden erst recht keinen Erfolg haben mit einer Sammlung für eine öffentlich diskreditierte Sache, deren Aussichtslosigkeit durch den Mißerfolg bestätigt erscheint."

„Meine Sache ist nicht aussichtslos und kann auch durch den voraussichtlichen Mißerfolg Suchinows nicht diskreditiert werden!" erwiderte der Erfinder fest, „ich bitte Sie herzlich, Herr Geheimrat, veranstalten Sie die öffentliche Sammlung. Ich vertraue auf die Urteilskraft des deutschen Volkes. — Und darf ich bitten, mich nun zu entlassen — ein Besucher erwartet mich im Laboratorium!"

„Unverbesserlicher Optimist!" brummte der Geheimrat, als Korf gegangen war. „Ob die Sammlung auch genehmigt wird, daran denkt er überhaupt nicht!"

*

Augenscheinlich unbekümmert eilte Korf seinem Laboratorium zu, wo ihn Onkel Finkle bereits ungeduldig erwartete. In der einen Hand die Zeitung, in der anderen die unvermeidliche Pfeife, lief er seinem Schwager gestikulierend entgegen und rief schon von weitem, daß ihm die Stimme überschlug:

„Hast du gelesen? — Das gibt ja ein Wettrennen auf den Mond! Der Russe —"

„— hat anscheinend Geld!" unterbrach Korf, „das ist sein ganzer Vorsprung. Doch er wird mit Geld so wenig zum Monde kommen wie ich ohne Geld."

„Nun, die Geldfrage ist doch nicht so schwierig. Verkaufe doch einfach Lizenzen!" Mit schalkhaftem Zwinkern stieß er den Freund an.

„Lizenzen?“

„Natürlich! Die einfachste Sache der Welt!“

„Schade, daß es auf dem Mond voraussichtlich weder Tabak noch Holz gibt — ich hätte dir gern ein Tabakspfeifen-Monopol eingeräumt.“

„Danke, danke! Habe leider keine Verwendung dafür. Ich beabsichtige, meine Tage hier auf der Erde zu beschließen. — Doch Spaß beiseite!“ setzte Sam betrübt hinzu, „das ist doch verflucht unangenehm mit dieser Rakete. Wo hat denn der Kerl die Sache her?“

„Es ist nichts Seltenes,“ erwiderte Korf ruhig, „daß ein und dieselbe Erfindung zur gleichen Zeit von verschiedenen Personen, die in keiner Verbindung miteinander stehen, gemacht wird. Duplizität der Ereignisse! Übrigens ist dieser Suchinow geraume Zeit vor mir mit dem Projekt der Raumschiffahrt an die Öffentlichkeit getreten.“

Ärgerlich klopfte Sam seine Pfeife aus.

„Meinetwegen kann die ganze Raketengeschichte der Teufel holen,“ knurrte er, „aber wenn nun unbedingt mal auf den Mond gereist werden muß, dann — meine ich — braucht es doch nicht ausgerechnet ein Russe zu sein, der sich die Lorbeeren holt.“

„Er ist ja noch nicht dort, Onkel!“

„Hoffentlich bricht er vorher den Hals! — der Ärger muß heruntergespült werden, sonst platze ich noch. Komm, Junge, gehen wir auf einen Schoppen zu Mutter Bärbel —“

„Du wolltest dir doch mein Versuchsmodell ansehen?“

„Das geht jetzt schlecht, Gustl, — sehr schlecht! Mit dieser Wut im Leibe? Unmöglich — da hilft nur ein guter Tropfen. Vertraue dem alten Sam — der kennt sich aus in den Dingen dieser Erde! In Mutter Bärbels Armen habe ich als Pennäler schon verbotenerweise meine schlechten Schulzeugnisse überstanden.“

Resolut packte er den widerstrebenden Schwager am Arm und schleppte ihn mit fort.

(Fortsetzung folgt.)

Der Schimmel von Matzendorf.

Skizze von **Franz Häntzler-Wien.**

Matzendorf ist nicht bei Schilda gelegen und seine nüchternen Einwohner hätten sich gewiß gegen den Ehrentitel Schildbürger auf schlagkräftige Weise gewehrt, wenn ihnen nicht vor vielen Jahren eine traurige Geschichte passiert wäre, die die Matzendorfer ganz unverdient in gleich üblen Ruf brachte.

Das kam so: Die Matzendorfer hatten einen Schulmeister, der zugleich Küster und Totengräber war, aber bei all den Ämtern ein kümmerliches Leben führte, weil die Matzendorfer Lesen und Schreiben für einen argen Luxus achteten und ebenso ungern starben, als sie gern lebten. Kein Wunder also, daß der Mann Tag und Nacht von einer Besserung seiner Lage träumte. Aber als Schulmeister hatte Zech, so hieß er, auch seine Schrullen: er wünschte sich nicht etwa eine fette Kuh in den Stall, sondern seine Herzenssehnsucht war ein Pferd. Ein Pferd, darauf beim Wirtshaus, wo er gern Schule hielt, vorzureiten, ein Pferd, daran den dummen Bauern, die mit Ochsen pflügten, die höhere Viehzucht zu demonstrieren, kurz ein Pferd, um der Gemeinde zu weisen, was ein Schulmeister sei. Wirklich zeigte sich der Himmel einsichtig, nahm eine alte Muhme zu sich und ließ mittels ihrer Sparstrumpfgulden Zech zu einem Schimmel kommen.

Der Schulmeister traf es gut mit dem Pferd, wenn auch die Matzendorfer meinten: es sei ganz schön, nur ein wenig dumm; und der Schimmel hätte es gut, denn kein Prinz sei jemals besser gehegt und behütet worden als er. Täglich geleitete ihn Zech persönlich auf den Friedhof, dessen Hütung ihm als Totengräber zustand, schärfte dort seinem Buben mit ein paar schallenden Ohrfeigen die Heiligkeit des ihm anvertrauten Gutes ein und schloß dann sorgsam hinter Schimmel und Buben das Friedhofstor wieder ab.

Und dennoch geschah es: Eines Nachmittags saß Zech noch voll des neuen Ansehens mit einigen Matzendorfern, die eben nichts Besseres zu tun hatten, im Wirtshause, als plötzlich sein Bub zur Tür hereinstürzte: „Vater, Vater! Der Schimmel ist fort!“

Im ersten Augenblicke vermochte Zech das Ungeheuerliche der Meldung gar nicht zu fassen: „Dummer Bub, wo soll er denn sein?“ sagte er nur, hatte aber auch schon den Unglücklichen am Kragen und ließ eine Tracht Prügel auf ihn niedersausen, die kein Ende nahm, bis einer dem Wütenden in den Arm fiel: Man müsse ja doch erst sehen, ob denn der Schimmel wirklich fort sei.

Da besann sich Zech. Im Eilschritt ging's zum Totenacker, der inmitten der Weiden vor dem Dorfe angelegt war. Das Tor war so verschlossen, wie es Zech verlassen hatte. Die hohe Mauer konnte der Schimmel nicht leicht übersprungen haben. Aber trotzdem — er war verschwunden. Zech irrte wie ein Verrückter zwischen den Gräbern herum und guckte hinter jeden Stein, der nicht einmal einen Hund, geschweige denn ein ausgewachsenes Pferd hätte verbergen können. Die mit ihm gekommen waren, suchten besonnener nach der Stelle, wo es zuletzt gegrast hatte: Sie war leicht gefunden. Rings um die kleine Kapelle, die in der Mitte des Friedhofes stand, war alles glattgerupft. Man probierte auch diese Tür, sie ließ sich nicht rütteln. Und wenn sie auch nicht zugewesen wäre, was hätte denn der Schimmel in der Kapelle zu suchen gehabt!

Nachdem die Matzendorfer dies festgestellt hatten, schüttelten sie das Haupt: Es war gewiß, der Schimmel war fort, nicht durchs Tor und nicht über die Mauer. Also durch die Luft? Aus dem Buben war nicht mehr herauszubringen: Er hatte sich einen Peitschenstiel geschnitzelt und auf einmal war der Schimmel nicht mehr da.

Die Suche war vergebens. Man konnte nur rasch noch in den Nachbarorten anfragen. Jedermann kannte den Schimmel. Hatte ihn einer weggeführt, so mußte er, da überall noch Leute auf den Feldern waren, gesehen worden sein. Aber sie waren noch keine hundert Schritte dem Dorfe zugegangen, da riß es den Schulmeister herum: „Horch!“

Sie lauschten: Vom Friedhof her kam ganz deutlich ein fröhliches Wiehern.

„Mein Schimmel!“ schrie Zech und lief hin. Nicht lang, so kam er verstört wieder zurück. Es war eine Täuschung gewesen. Und doch hatten es alle gehört.

Jetzt hätten es die Matzendorfer bereits offen ausgesprochen, daß der Schimmel verhext worden sei, wenn es nicht gerade der Schulmeister gewesen wäre, der von solchem Zeug nichts wissen wollte. Und wenn der Bub nicht gar so hartnäckig auf seinem Leugnen bestanden hätte, so hätten sie die Hexe, ein kleines niedliches Hexchen, bald ausgespürt. — Dem Buben war nämlich das einsame Roßhüten langweilig geworden. Er war auf die Mauer gestiegen, Ausschau nach einer Gesellschaft zu halten. Drüben im Hohlgraben weidete die kleine Anna vom Hofbauer, die ihn immer mit dem Schimmel neckte, die Gänse. Er blickte sich um, der Schimmel fraß ruhig, es konnte nichts geschehen. Rasch sprang er in den Graben hinunter, schlich sich leise an und tauchte plötzlich mit einem Heidengeschrei hinter ihr auf, daß Mädel und Gänse angstschnatternd davonflüchteten. Dann war er gleich wieder zurück, der Schimmel aber auch schon fort. —

Die Nachfrage in den umliegenden Dörfern war ganz ergebnislos geblieben. Niemand hatte den Matzendorfer Schimmel gesehen. Der Schulmeister Zech verbrachte eine böse Nacht. Hätte sich sein Bub nicht in einem sicheren Winkel versteckt, er hätte ihn zu Tode geprügelt. So lag er wach auf seinem Bette und grübelte. Da war es ihm plötzlich wieder, als ob er weit weit her seinen Schimmel klagend wiehern hörte. Die Nacht war finster und unruhig. Er wartete. Gleich klang es ihm ein zweites Mal vollkommen deutlich im Ohr. Nun war er sofort auf, nahm eine Laterne und machte sich auf den Weg zum Friedhof. Er bezwang das Grauen vor der Geisterstunde und leuchtete die Gräbergassen bis zur Kapelle hin ab. Da erhob sich ein Gepolter und Schnauben; die Laterne verlöschte und über Stock und Stein rannte Zech davon.

Am anderen Tage schlug er seinen Buben nicht mehr: Was das Mädel vom Hofbauer erzählte, wie genau auf dieselbe Zeit, da der Schimmel verschwunden, eine Trud ihr den höllischen Schrecken eingejagt, machte die Sache zweifellos und wurde durch sein eigenes nächtliches Erlebnis bekräftigt. Es war ein S p u k im Spiele! Die Matzendorfer wichen ihrem Friedhof in weitem Bogen aus und wenn sie in den nächsten Tagen ein Pferd recht jämmerlich wiehern hörten, wie es merkwürdig oft geschah, bekreuzigten sie sich. —

Allmählich freilich kam das Geisterroß in Vergessenheit, bis sich nach Wochen einer zum Sterben hinlegte und ein Grab für ihn geschaufelt werden mußte. Da ging der Schulmeister Zech mit drei anderen Männern zum erstenmal wieder nach der Totenstätte. Es zeigte sich nichts Verdächtiges, nur ein schrecklicher Geruch fiel ihnen auf. Und als sie die Kapellentür öffnen wollten, fand sich, daß sie nicht versperrt und trotzdem nicht aufzukriegen war, als ob innen — sie ging nach hinein auf — ein schwerer Gegenstand an sie gerückt worden wäre. Sie faßten sich ein Herz und brachen ein Brett los:

Drinnen lag — verwest und angebrochen — der arme Schimmel, der neugierig oder nach den bunten Kränzen lüstern in die Kapelle hineingetänzelt war und in dem engen Raum, als er umdrehen wollte, die Tür fest angedrückt und sich gefangen hatte. —

Die Matzendorfer aber sagten: „Er war dumm! Warum hat er sich denn nicht gemeldet?!“

Luthers Tod

am 18. Februar 1546.

Heute ist wieder Luthers Sterbetag. Die Zeitgenossen habe uns sein Sterben geschildert und seine letzten Gedanken festgehalten. Eine Stunde, nachdem er die Augen zum letzten Mal geschlossen hatte, setzte sich sein treuer Mitarbeiter Justus Jonas hin und schrieb einen sorgfältigen Bericht.

Der Reformator hält sich in seinen Sterbetagen in Eisleben, seinem Geburtsort auf. Denn die Grafen begehren seiner Hilfe in Erbstreitigkeiten. Voller Ahnungen schreibt die „Lutherin", seine getreue Käthe, unruhvolle Briefe, daß sie in schlaflosen Nächten sich um ihn sorge. Und er antwortet: „Wir danken uns gar freundlich für Eure große Sorge, dafür Ihr nicht schlafen könnet . . . Lernst Du also den Katechismus und den Glauben? Bete Du und laß Gott sorgen; es heißt: Wirf Dein Anliegen auf den Herrn, der sorget für Dich!"

Am Sonntag, den 14. Februar, hält er seine letzte Predigt. Er ist nicht ganz auf dem Posten. Er fühlt sich schwach. Darum schließt er die Predigt früher als er will: „Das und viel mehr wäre von diesem Evangelium weiter zu sagen; aber ich bin zu schwach, wir wollen es hierbei bleiben lassen."

Mit rührender Liebe nehmen sich die Freunde seiner an. Abends sitzen sie wieder beisammen. Dabei spricht Luther manch heiteres und manch ernstes Wort. Doch zumeist weilen seine Gedanken beim Sterben und im Himmel.

Am Montag, den 15. Februar, wird ihm eine Hauspostille gebracht. Er wird gebeten, etwas einzuschreiben. Er denkt an Johannes 8 V. 51 und schreibt: „So jemand mein Wort wird halten, der wird den Tod nicht sehen ewiglich!" Darunter setzte er hinzu: „Wie unglaublich ist doch das geredet und wider die öffentliche und tägliche Erfahrung! Dennoch ist es die Wahrheit. Wenn ein Mensch im Ernst Gottes Wort im Herzen betrachtet, ihm glaubt oder darüber einschläft oder stirbt, so sinkt und fährt er dahin, ehe er sich des Todes versieht oder gewahr wird und ist gewiß selig im Wort, das er also geglaubt und betrachtet, von hinnen gefahren."

Ja — das Wort Gottes . . . sein teures Bibelbuch, die Liebe seines Lebens — das liegt ihm bis zuletzt am Herzen. Die letzte kurze Niederschrift vom 16. Februar läßt uns das recht erkennen. Ins Deutsche übertragen schreibt er nachdenklich sinnend also: „Den Virgil in seinen Bucolicis (Hirtengedichten) kann niemand verstehen, er sei denn fünf Jahre Hirte gewesen. Den Virgil in seinen Georgicis (Landlieder) kann niemand verstehen, er sei denn fünf Jahre Ackermann gewesen. Den Cicero in seinen Episteln kann niemand verstehen, er habe denn 25 Jahre in einem großen Gemeinwesen sich bewegt. Die Heilige Schrift meine niemand genug geschmeckt zu haben, er habe denn hundert Jahre lang mit Propheten, wie Elias und Elisa, Johannes dem Täufer, Christus und den Aposteln die Gemeinden regiert. Versuche nicht diese göttliche Aeneis, sondern neige dich tief anbetend vor ihren Spuren. Wir sind Bettler. Das ist wahr. 16. Februar 1546."

Über die letzten Stunden des Reformators, am 17. und 18. Februar 1546, — die damaligen Wochentage (Mittwoch und Donnerstag) fallen in diesem Jahre mit den gleichen Wochentagen zusammen — erstattet Justus Jonas dem Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen den schon vorhin erwähnten eingehenden Bericht, den wir nachstehend im Wortlaut folgen lassen:

„Gnädigster Kurfürst und Herr! Ew. Gnaden gebe ich in Unterthänigkeit mit ganz hochbetrübtem Gemüte eilends zu erkennen, nachdem unser aller lieber Vater Dr. Martin Luther zuvor zu Wittenberg und auch auf dieser Reise etwas geklagt, auch im Wagen, da er anher gefahren und hart vor Eisleben gekommen, über Schwachheit sich beklaget, hat er doch, so lange wir zu Eisleben in diesen Sachen der Grafen und Herren gewesen, alle Mittags- und Abendmahlzeiten gehalten, über Tische ziemlich wohl gegessen und getrunken, Speise und Trank auch sonderlich gelobet, wie es ihm wohlschmecke in seinem Vaterlande. Er hat auch alle Nächte ziemlich geschlafen und geruhet, da sein Diener Ambrosius, ich Dr. Jonas, seine zween kleinen Söhne Martinus und Paulus bei ihm in der Kammer gelegen, ihn auch mit Wärmung der Kissen seiner Gewohnheit nach, alle Abende zu Bett gebracht, oft wir beide, Magister Michael Coelius, Prediger zu Mansfeld, und ich Jonas, da er uns fröhlich alle Abende diese drei Wochen hindurch gute Nacht gegeben . . . Auch, gnädigster Kurfürst und Herr, hat gemeldeter Herr Doktor seine Stärkküchlein, Wasser und Aquavite, was er daheim in Gebrauch gehabt, von Wittenberg holen lassen, teils hat ihm auch die Doktorin von selbst solches geschickt; ist also allezeit diese drei Wochen hindurch, da je über zwei oder drei Tage einmal Verhandlung gewesen, bei den Händeln je zuzeiten eine Stunde oder auch anderthalbe gesessen. Aber gestern, Mittwochs, den 17. Februar, ist er auf Bedenken des Fürsten von Anhalt und des Grafen Albrecht, auch auf unser Bitten und Vermahnen, den Vormittag in seinem Stüblein geblieben und zu den Händeln nicht gegangen. Ist im Stüblein umhergegangen, hat je zuzeiten zum Fenster hinausgesehen und gebetet, so ruhig, daß wir's auch, die wir bei ihm in der Stube gewesen, gehöret, doch immer fröhlich gewesen, je zuzeiten auch ein Wort hören lassen, wie: „Dr. Jonas und Herr Michael, ich bin hier zu Eisleben geboren und getauft, wie, wenn ich hier bleiben sollte?"

Über Tische hat er viel von schönen Sprüchen in der heiligen Schrift geredet und einmal gesagt: „Wenn ich meine lieben Landesherren, die Grafen, vertrage und, will's Gott, diese Reise ausrichte, so will ich heimziehen und mich in den Sarg schlafen legen und den Würmern den Leib zu verzehren geben." Vor dem Nachtmahl hat er angefangen zu klagen, es drücke ihm auf der Brust, aber nicht zum Herzen; hat begehrt, ihn mit warmen Tüchern zu reiben, darnach gesagt, das Drücken lasse ein wenig ab. Über dem Nachtmahl hat er ziemlich gegessen und ist fröhlich gewesen, auch mit Scherzreden. Nach dem Nachtmahl hat er sich wieder etwas geklagt, es drücke ihn auf der Brust, und hat warme Tücher begehrt. Haben die Herren und wir den Arzt wollen holen lassen, hat er's verboten, und etwa zwei oder dritthalb Stunden auf dem Ruhebettlein geschlafen. Haben wir, Herr Michael Coelius, ich Jonas, der Wirt, Stadtschreiber zu Eisleben, und die Wirtin, auch seine zween Söhne ungefährlich bis halb elf Uhr bei ihm gewacht. Da hat er begehrt, man sollte ihm das Bett in der Kammer wärmen, welches alles mit großem Fleiß geschehen, und haben ihn zu Bett gebracht. Ungefährlich um elf ist er eingeschlafen, hat geruht mit natürlichem Schnauben. Darnach, gnädigster Herr, um ein Uhr in der Nacht, hat er den Diener Ambrosius und mich, Doktor Jonas, aufgerufen; erst dem Diener gesagt: „Mache das Stüblein warm!" Als der Diener aber geeilet und das Stüblein allbereit warm gewesen (als die ganze Nacht darauf bereitet), hat er zu mir gesagt: „O, Herr Gott! Dr. Jonas, wie ist mir so übel, mich drückt es so hart um die Brust. O, ich werde zu Eisleben bleiben." Indem ist Ambrosius und wir alle zugelaufen, haben ihm aus dem Bette geholfen. Als er ins Stüblein gekommen, ist er noch einmal umher gegangen, darnach aber hat er warme Tücher begehrt. Haben wir eilend beide Ärzte in der Stadt lassen aufwecken, welche auch eilends gekommen; desgleichen meinen gnädigen Herrn, Graf Albrecht, lassen wecken, welcher bald mit der Gräfin gelaufen gekommen, Aquavite und des Doktors Arznei und alles versucht.

Da hat Doktor Martin angefangen zu beten: „Mein himmlischer Vater! Ewiger, barmherziger Gott! du hast mir deinen lieben Sohn, unsern Herrn Jesum Christum, offenbaret; den habe ich gelehret, den habe ich bekannt, den liebe ich und den ehre ich für meinen lieben Heiland und Erlöser, welchen die Gottlosen verfolgen, schänden und schelten. Nimm meine Seele zu dir!" Nachdem redete er dreimal: „In deine Hände befehle ich meinen Geist!" und: „Also hat Gott die Welt geliebet." Indem, gnädigster Herr, als die Ärzte und wir die besten Stärkungen brachten, begann er einmal stille zu schweigen, als sinke er dahin, und auf unser heftig Rufen und Rütteln antwortete er nicht. Indem aber die Gräfin und die Ärzte ihm Aquavite einstrichen, begann er wieder zu antworten, doch schwächlich, Herrn Michael Coelius und mir: „Ja" und „Nein". Und da wir ihn beide einschrieen und fragten: „Allerliebster Vater, ihr bekennet ja Christum, den Sohn Gottes, unsern Heiland und Erlöser!" sprach er noch einmal stark, daß man's hören konnte: „Ja!" Darnach war ihm Stirn und Angesicht kalt. Und wie hart man rief, rüttelte und mit dem Taufnamen nennete „Doktor Martine!" antwortete er nicht mehr, that einen sanften Odem und seufzte mit gefaltenen, ineinander geschlagenen Händen. Und, gnädigster Herr, das wir mit betrübtem Herzen und vielen Tränen klagen, ist also in Christo entschlafen ungefährlich zwischen zwei und drei in der Nacht gegen den Morgen. Dieses, gnädigster Kurfürst und Herr, habe ich bald die folgende Stunde, meiner unterthänigen schuldigen Pflicht nach, wiewohl wir Armen, seine Schüler und Jünger von fünfundzwanzig Jahren her, aufs höchste durch diesen Fall betrübt Ew. Kurfürstl. Gnaden sollen eilend schreiben und zu erkennen geben.

Datum in Eil. Eisleben, Donnerstag nach Valentin um vier Uhr früh am 18. Februar Anno 1546.

Ew. Kurfürstl. Gnaden
untertänigster, williger Diener
Justus Jonas."

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.